

## BILDUNG

Susanna Kunze

### Jüdische Schulen in der postmigrantischen Gesellschaft

Während es nach dem Holocaust bis 1989 in der DDR keine und in der BRD drei jüdische Grundschulen gab, die in der Trägerschaft der jeweiligen Gemeinden in Frankfurt am Main, München und Berlin eröffnet wurden, hat es seit den 1990er Jahren in Folge der Migration von rund einer Viertelmillion russischsprachiger Jüdinnen und Juden aus der Sowjetunion und den postsowjetischen Staaten sowie der deutlich kleineren, aber beständigen Einwanderung von rund 20.000 Israelis seit den 2000er Jahren ein demographisches Wachstum der in Deutschland lebenden jüdischen Minderheit gegeben, das erstmals nach 1945 wieder sichtbare Prozesse einer religiösen Institutionalisierung und Ausdifferenzierung hervorgerufen hat. Im Zuge dieser Entwicklungen ist auch ein deutlicher Wandel mit Blick auf die Bildung und Erziehung von Kindern und Jugendlichen zu beobachten. Bereits im Verlauf der 1990er und vor allem in den 2000er Jahren wurden mehr als 20 jüdische Kindergärten und -tagesstätten gegründet.<sup>1</sup> Mittlerweile existieren bundesweit auch sechzehn jüdische Schulen, von denen zehn Grund- und sechs weiterführende Schulen sind.<sup>2</sup> Die Schulen werden – bis auf wenige Ausnahmen – von jüdischen und nichtjüdischen Kindern besucht. Zugleich hat der institutionelle Rahmen und der proportional höhere Anteil von jüdischen Schüler:innen zur Folge, dass sich jüdische Kinder im Unterschied zu ihrem sonstigen Alltag in einer Mehrheitsposition befinden.

Vor diesem Hintergrund wurden in einem am Institut für die Geschichte der deutschen Juden angesiedelten Forschungsprojekt die Chancen, Möglichkeiten und Herausforderungen jüdischer Schulen im 21. Jahrhundert erforscht. Die Entscheidung für eine solche Untersuchung zielte erstens darauf ab, einen Teilbereich der jüdischen Bildung und Erziehung in den Mittelpunkt zu rücken, der sowohl in der deutsch-jüdischen Geschichte als auch in der Gegenwart Einblicke in jüdische Lebenswelten gewährt, und zweitens sollten damit jüdische Perspektiven zu Antisemitismus am Beispiel von Institutionen erhoben werden, in denen jüdische Kinder und deren Familien sich in einer Mehrheitsposition befinden.<sup>3</sup>

In Expert:inneninterviews mit Lehrkräften und Direktorinnen sowie in leitfadengestützten Interviews mit jüdischen und nichtjüdischen Eltern und Schüler:innen wurden diese nach ihren Schulwahlmotiven sowie nach ihren Erfahrungen mit den von ihnen besuchten Schulen in Frankfurt am Main, Hamburg und Köln befragt. Insgesamt besteht das Sample der qualitativen Studie aus 49 Interviews, die bis zum Spätsommer

<sup>1</sup> Körber, Karen/Gotzmann, Andreas: Lebenswirklichkeiten? Russischsprachige Juden in der deutschen Einwanderungsgesellschaft, Göttingen 2022, S.10–19.

<sup>2</sup> Zentralrat der Juden in Deutschland: Jüdische Einrichtungen – Jüdische Schulen, online unter: [www.zentralratderjuden.de/vor-ort/juedische-einrichtungen/](http://www.zentralratderjuden.de/vor-ort/juedische-einrichtungen/) [17.10.2024].

<sup>3</sup> Der Artikel ist im Rahmen des BMBF geförderten Forschungsprojektes „Religiös codierte Differenzkonstruktionen – jüdische Perspektiven“ (2021–2025) unter der Leitung von Dr. Karen Körber am Institut für die Geschichte der deutschen Juden in Hamburg entstanden.

2023 geführt wurden. Die untersuchten Schulen unterscheiden sich anhand ihrer Gründungsgeschichte, ihrer Größe, ihres Profils, ihrer Schulform und in der Zusammensetzung ihrer Schülerschaft.

Während die jüdischen Schulen in Hamburg und Köln 2007 und 2002 gegründet wurden, besteht die Schule in Frankfurt als erste nach der Shoah gegründete Schule seit 1966, 2006 erfolgte die Erweiterung um ein Gymnasium als weiterführende Schulform. Auch in Hamburg besteht die Schule aus einer Grund- und einer weiterführenden Schule, während es sich bei der Lauder-Morijah-Schule in Köln um eine Grundschule handelt, was sich auch in den Schülerzahlen widerspiegelt.<sup>4</sup> An allen drei Standorten setzt sich die Schüler:innenschaft innerjüdisch divers zusammen, so besuchen orthodoxe, traditionelle, liberale, säkulare sowie Vaterjüd:innen und jüdische Kinder mit unterschiedlichen Migrationshintergründen die Schulen. Zudem werden die weiterführenden Schulen von einem hohen Anteil nichtjüdischer Schüler:innen besucht.

Die Schulen folgen dem Curriculum der öffentlichen Schulen und sind ihnen darin so weit gleichgestellt, dass sie selbstständig Prüfungen abnehmen können. Zugleich verfügen sie über ein jüdisches Profil, das für alle Schüler:innen verpflichtend ist und zum einen in den judaistischen Fächern Hebräisch und Jüdische Religion unterrichtet wird und zum anderen durch verbindliche Praktiken im Schulalltag zur Geltung kommt. Dazu gehören Gebete am Morgen und vor den Mahlzeiten, das Tragen der Kippa zu den Mahlzeiten und im Religionsunterricht für alle männlichen Schüler und eine koschere Verpflegung an der Schule sowie ein Schulleben, das vom jüdischen Wochen- und Jahreszyklus geprägt ist. Die Woche endet freitags mit Kabbalat Schabbat und die jüdischen Feste werden gemeinsam im Klassen- und Schulverband vorbereitet und gefeiert, ebenso richtet sich der Ferienkalender nach den jüdischen Feiertagen.

Für den Großteil der interviewten jüdischen Eltern ist diese schulische Vermittlung jüdischer Bildung und Erziehung das zentrale Schulwahlmotiv. So ist ihnen wichtig, dass ihren Kindern im Rahmen ihrer schulischen Ausbildung Wissen über jüdische Geschichte, Religion und Tradition vermittelt und sie in die Praxis jüdischer Fest- und Feiertage eingeführt werden. Der Bedarf der Eltern an einer schulisch vermittelten jüdischen Bildung hängt nicht selten damit zusammen, dass in vielen Familien – nicht zuletzt aufgrund der eigenen bzw. familiären Migrationsbiografie – ein säkulares Verhältnis zum Judentum dominiert und religiöses Wissen fehlt, so dass jüdische (Grund-) Schulen die Funktion einer sekundären Sozialisationsinstanz übernehmen. Ein weiteres wichtiges Motiv der jüdischen Eltern in den geführten Interviews ist der Wunsch, ihre Kinder vor dem Gefühl des Allein-Seins bzw. Anders-Seins zu beschützen, das sie als Jüd:innen laut ihrer Einschätzung im staatlichen Bildungssystem erleben würden.<sup>5</sup>

<sup>4</sup> I.E.Lichtigfeld-Schule: Die Geschichte einer aussergewöhnlichen Bildungsstätte. Die Meilensteine unserer Schulgeschichte, online unter: [www.lichtigfeld-schule.de/was-sie-ueber-uns-wissen-sollten/die-geschichte-der-i-e-lichtigfeld-schule/](http://www.lichtigfeld-schule.de/was-sie-ueber-uns-wissen-sollten/die-geschichte-der-i-e-lichtigfeld-schule/) [13.11.2024].

<sup>5</sup> Wie sich auch an Ergebnissen aktueller Forschungsarbeiten zu Antisemitismus an öffentlichen Schulen widerspiegelt, sind Antisemitismus und die Auseinandersetzung mit diesem in den letzten Jahren zu einem zentralen Thema an öffentlichen Schulen geworden, vgl. Chernivsky, Marina/Lorenz-Sinai, Friederike/Schweitzer, Johanna: Von Antisemitismus betroffen sein. Deutungen und Umgangsweisen jüdischer Familien und junger Erwachsener, Weinheim/Basel 2023; Bernstein, Julia: Antisemitismus an Schulen in Deutschland. Befunde – Analysen – Handlungsoptionen, Weinheim/Basel 2020.

In den Interviews zeigt sich neben dem Schutz vor Ausgrenzungserfahrungen durch die Wahl einer jüdischen Grundschule auch der Wunsch nach dem Erleben einer jüdischen Zugehörigkeit, die im Austausch mit anderen Jüd:innen erfahren wird. Die jüdische Schule als *Safe Space* erfüllt in den Augen der jüdischen Eltern wie Kinder insofern eine doppelte Funktion:

1. bietet sie einen Raum, der vor Antisemitismus schützt und zudem unter jungen Jüd:innen sowie auch den nichtjüdischen Schüler:innen ein anderes Verständnis und eine andere Sensibilität für antisemitische Erfahrungen ermöglicht, als dies in nichtjüdischen Settings der Fall ist. So erlebte ein Teil der Jugendlichen Antisemitismus im Sportverein, auf Partys oder auf offener Straße. Zudem gaben manche Schüler:innen an, dass sie präventiv und aus Sorge vor Übergriffen, außerhalb der Schule auf sichtbare Zugehörigkeitskennzeichen zum Judentum wie Davidstern-Ketten oder Kippot verzichten oder diese unter einer Cap verstecken. Eine Maßnahme, zu der auch viele Eltern ihre Kinder aus Angst vor möglichen antisemitischen Reaktionen anhielten. Die Schule bietet einen geschützten Raum, an dem diese Erfahrungen geteilt und auch in Formen von Empowerment verwandelt werden können.
2. trägt die Schule maßgeblich dazu bei, dass der Schulalltag vom Austausch mit anderen jungen Jüd:innen lebt, zu denen orthodoxe, liberale, säkulare, traditionell lebende und Vaterjüd:innen gehören. Diese innerjüdische Heterogenität, die auch Diskussionen über die Umsetzung jüdisch-religiöser Praktiken – insbesondere der Kaschrut – an den Schulen zur Folge hat, stärkt das Selbstverständnis der Schüler:innen, Teil einer heterogenen Gruppe zu sein, zu der unterschiedliche jüdisch-religiöse, kulturelle und säkulare Selbstverständnisse gehören. Daher hilft der Besuch einer jüdischen Schule, auch ein Selbstbewusstsein als junge Jüd:innen zu entwickeln, und kann die eigene jüdische Identität stärken.

## Ausblick

Neben den jüdischen Schulen in Frankfurt, Hamburg und Köln existieren insbesondere in Berlin mit der jüdisch-konservativen Masorti Grundschule, der modern orthodoxen Lauder Beth-Zion Schule und den von Chabad gegründeten Schulen erste jüdische Schulen mit unterschiedlich jüdisch-religiösen und pädagogischen Profilen, die eine Pluralisierung jüdischer Bildung in der Gegenwart verdeutlichen. Zudem gründeten sich in den letzten Jahren neue jüdische Bildungsinstitutionen, oder bestehende jüdische Schulen wurden um eine entsprechende Oberstufe erweitert. So eröffneten 2016 in München und Düsseldorf jüdische Gymnasien, in denen 2024 die jeweils ersten Abiturjahrgänge verabschiedet wurden.<sup>6</sup> Damit existieren zum ersten Mal seit der Shoah an mehreren Orten jüdische Schulen, die neben ihrer Funktion als religiöse Sozialisationsinstanz einen *Safe Space* schaffen, der Schutz vor Antisemitismus und einen jüdischen Erfahrungsraum bietet, in dem jüdische Erziehung gemeinsam mit anderen jüdischen Kindern erfahren wird. Zugleich bieten die Schulen einen jüdisch-

<sup>6</sup> Zentralrat der Juden in Deutschland: Jüdische Einrichtungen – Jüdische Schulen, online unter [www.zentralratderjuden.de/vor-ort/juedische-einrichtungen/](http://www.zentralratderjuden.de/vor-ort/juedische-einrichtungen/) [17.10.2024].

institutionellen Rahmen, der die Möglichkeit für enge Beziehungen zwischen jüdischen und nichtjüdischen Kindern und deren Familien schafft.

**Zitiervorschlag** Susanna Kunze: Jüdische Schulen in der postmigrantischen Gesellschaft, in: Medaon – Magazin für jüdisches Leben in Forschung und Bildung, 19 (2025), 36, S. 1–4, online unter [https://www.medaon.de/pdf/medaon\\_36\\_kunze.pdf](https://www.medaon.de/pdf/medaon_36_kunze.pdf) [dd.mm.yyyy].

**Zur Autorin** Susanna Kunze (M.A.), Historikerin, ist assoziierte Wissenschaftlerin am Institut für die Geschichte der deutschen Juden (IGdJ) in Hamburg. Sie war bis Februar 2025 wissenschaftliche Mitarbeiterin im Teilprojekt Religiös codierte Differenzkonstruktionen – jüdische Perspektiven (2021-2025) im BMBF-Verbundprojekt Antisemitismus in pädagogischen Kontexten. Religiös codierte Differenzkonstruktionen in der frühen und mittleren Kindheit am IGdJ. Sie forscht und publiziert zu Themen jüdischer Erziehung und Bildung, Jugendbewegungen und Antisemitismus im 20. und 21. Jahrhundert. Letzte Veröffentlichungen (Auswahl): Jüdische Schulbildung im 21. Jahrhundert. Die I. E. Lichtigfeld-Schule und die Joseph-Carlebach-Schule in Geschichte und Gegenwart, in: Körber, Karen/Siegel, Björn (Hg.): Deutsch-Jüdische Geschichte und Gegenwart. Herausforderungen und Perspektiven am Beginn des 21. Jahrhunderts, Göttingen 2025, S. 157–170; gemeinsam mit Karen Körber: Jüdische Schulbildung im 21. Jahrhundert – Neue Perspektiven auf Frankfurt am Main und Hamburg, in: Zeitschrift für Religion, Gesellschaft und Politik (ZRGp), Volume 8, Issue 2, S. 557–580, <https://doi.org/10.1007/s41682-024-00196-1>.